Zeitschrift: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte = Société Suisse d'Histoire Economique et Sociale

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Band: 13 (1995)

Artikel: "Männer müssen alle werden..." : zum Funtionswandel der moralischen Kritik im 19. Jahrhundert

Autor: Brändli, Sabina

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-871669

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sabina Brändli

«Männer müssen alle werden ...»

Zum Funktionswandel der moralischen Kritik im 19. Jahrhundert

Thema dieses Aufsatzes sind die männlichen Leit- und Feindbilder, die im 19. Jahrhundert die bürgerliche Moral vermittelten.[1] In groben Zügen soll skizziert werden, wie die im 18. Jahrhundert noch ständisch geprägte bürgerliche Tugendlehre im 19. Jahrhundert von einem Geschlechter- und Rassendiskurs überlagert wurde. Während das männliche Leitbild eine Virilisierung (Vermännlichung) und Stählung erfuhr, wurden die männlichen Feindbilder von einer abwertenden Feminisierung erfasst. Einleitend gehe ich kurz auf das 18. Jahrhundert ein, auf die Herausbildung eines bürgerlichen Bewusstseins und auf die Abgrenzung vom Adel. Zur Situation Mitte des 19. Jahrhunderts muss ich mich mit Stichworten begnügen. Im Hauptteil gehe ich auf die Situation Ende des 19. Jahrhunderts ein. Ich stütze mich auf den deutschsprachigen bürgerlichen Diskurs und beziehe mich zuerst hauptsächlich auf Preussen, dann auf das Deutsche Kaiserreich. Vergleichend befasse ich mich zudem mit den Verhältnissen in der Schweiz.

Ständische Feindbilder

Schon in der moralischen Literatur des 18. Jahrhunderts wurden neben vorbildhaften Musterleben gerne Schauergeschichten geboten: Ein moralisch verurteilter Lebenswandel führte in der Regel zum finanziellen Ruin, endete in Krankheit, Siechtum und Tod. Neben den ständisch nicht festgeschriebenen Buhlerinnen, Liederlichen und Müssiggängern, die wir beispielsweise in den berühmten Erklärungen Lichtenbergs[2] zu den Hogarthschen Kupferstichen finden, gab es die Laster, die einem Stand zugeschrieben wurden. Im bürgerlichen Diskurs des 18. Jahrhunderts war der höfische Aristokrat das Feindbild Nummer eins.[3]
Betrachtet man die Feindbilder der Aristokraten und die nicht standesspezifisch festgelegten negativen Figuren im Detail, so fällt auf, dass sich das Feindbild im

Gegenbild erschöpfte. Das Feindbild verkörperte die Laster, machte das Gegenteil des bürgerlichen Leitbildes deutlich. Diesen Befund erschliesst ein Studium der zeitgenössischen Anstandsliteratur, wie beispielsweise Knigges «Über den Umgang mit Menschen», früher Zeitschriften, wie die sogenannten «Moralischen Wochenschriften», sowie der pädagogischen Literatur. Die Grundwerte des Bürgers waren in verschiedener Hinsicht Programm: Einfachheit und Natürlichkeit richteten sich gegen die Pracht der Aristokraten, die in einer von Sittenmandaten geprägten Ordnung nur unter-, nicht überboten werden konnte. Die Ehrlichkeit verwies auf die Solidität des Geschäftsmannes. Die Reinlichkeit war einerseits mit dem Arbeits- und Leistungswillen, andererseits mit der kontrollierten Sexualität gekoppelt. Reinlichkeit förderte gemäss dem bürgerlichen Denken den Arbeitswillen und verhinderte schwüle Sinnlichkeit. Reinlichkeit bezeugte und erzeugte Sittlichkeit.

Die negativen Formulierungen machen deutlich, dass das Feindbild lediglich die Umkehrung des Leitbildes war. Es ist von «Entfernung von der Natur», von «Verspottung der Unschuld und Reinigkeit», von «Unverschämtheit» und «Inkonsequenz» die Rede sowie von «Üppigkeit, Unmässigkeit, Unkeuschheit, Weichlichkeit, Ziererei».[4] In anderen Worten: Entfernung von der Natur statt Natürlichkeit; Unkeuschheit und Unverschämtheit statt Keuschheit und Scham; Unmässigkeit statt Masshalten; Weichlichkeit statt Festigkeit; Flitterpracht statt Einfachheit; sklavisches Kriechen statt selbstbewusstes Aufrechtstehen.

Die politische Bedeutung dieser Verknüpfung von Feindbild und Lasterkatalog im 18. Jahrhundert hat Reinhart Koselleck in «Kritik und Krise» dargelegt.[5] Gemäss Koselleck entwickelten bürgerliche Autoren in der Zeit der Aufklärung einen Diskurs, der nicht nur die Vernunft zum Massstab machte, sondern auch moralische Prämissen einführte. Diese moralische Argumentation ermöglichte es den Bürgern, das aristokratische System zu hinterfragen, ohne politische Forderungen an Adel und König zu richten. Diese moralische Kritik umging die Zensur, die politische Umtriebe verbot, und unterhöhlte langfristig das ständische System. Moralische Kritik ist implizit politische Kritik und führt zur Krise des politischen Systems.

Ein moralischer Diskurs kann einerseits zur Legitimation von Macht oder von Machtansprüchen dienen. Andererseits kann moralische Kritik die Abgrenzung oder Ausgrenzung von spezifischen sozialen Gruppen zum Ziel haben. Meiner Hypothese gemäss diente der moralische Diskurs im 19. Jahrhundert dazu, bestehende Ungleichheiten zu legitimieren oder umgekehrt Gleichstellungsansprüche

von Juden und Frauen zu delegitimieren. Der moralische Diskurs überlagerte im 19. Jahrhundert den im Grunde der demokratischen Gleichheitsidee verpflichteten politischen Diskurs und transferierte die Diskussion um die Zulassungskriterien zu exklusiven Männerreservaten in einen unpolitischen, den Regeln der Vernunft entzogenen Bereich: in den Raum des spekulativen Geschlechter- und Rassendiskurses. Im übrigen gehorchte die moralische Kritik an der aristokratischen Lebensführung ganz ähnlichen Mechanismen wie die Verteufelung des «Unsoliden», das im 19. Jahrhundert mit dem Etikett des Jüdischen versehen wurde. Das gleichsam mit einem Judenstempel versehene Stereotyp des Unsoliden zeigt in seiner Entwicklung im 20. Jahrhundert, in der nationalsozialistischen Hetzpropaganda, die Macht moralischer Feindbilder in der extremsten Form.

Adlige und Juden

Machen wir einen Sprung in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die beiden Figuren haben sich gegenseitig angenähert: der Bürger ist selbstbewusster, den Aristokraten gegenüber nachsichtiger geworden, das Feindbild ist zum Fremdbild geschrumpft. Doch von anderer Seite droht nun Gefahr: das Feindbild des Juden taucht in der moralischen Literatur auf. Als Beispiel einer besonders aussagekräftigen Quelle möchte ich Gustav Freytags knapp 1000seitigen Bestseller «Soll und Haben» von 1855 anführen.[6] Der trivialisierte Bildungsroman war das «typische Konfirmandengeschenk»[7] und gilt als meistgelesener aller deutschen Romane und als Schlüsselroman des politisch entmündigten, ökonomisch aber prosperierenden deutschen Bürgertums.[8]

Die bürgerliche Idealfigur ist eindimensional, denn alle negativen Aspekte, die der Roman braucht, um nicht unrealistisch zu wirken, werden entweder den aristokratischen oder den jüdischen Figuren zugeordnet. Die aristokratischen Figuren bewahren noch verschiedene Elemente, die für die Verurteilung des Standes durch das Bürgertum seit der Aufklärung wichtig waren. Noch stärker negativ besetzt sind allerdings die jüdischen Figuren. Freytag zeichnet in grellen Farben den moralischen Verfall eines Lebenswandels, der nicht den bürgerlichen Leitlinien folgt.[9] Die Schicksale der lasterhaften Juden enden voraussehbar in qualvollem Tod, Mord, Selbstmord und Siechtum. Die Analogie zum Erzählmuster der bürgerlichen Tugendliteratur des 18. Jahrhunderts ist auffallend.[10]

Die jüdischen Figuren zeigen die Schwerpunkte der bürgerlichen Moral auf. Der geradezu leitmotivisch eingesetzte Schmutz, der in «Soll und Haben» den Weg des Verbrechens anzeigt, macht uns für die Reinlichkeit der Bürger empfänglich. Die schwüle Sinnlichkeit der jüdischen Figuren rückt die propere Sittlichkeit und die Null-Erotik der Bürger aufs Siegerpodest. Die als jüdisch apostrophierte Eitelkeit hat zum Ziel, die diskrete, ordentliche Art der Repräsentation der Bürger zu preisen.

Noch vor dem modernen Antisemitismus entwickelte Freytag ein antijüdisches Stereotyp ohne religiöse Implikationen. Einerseits verkörperte das Feindbild des Juden, wie zuvor dasjenige des Aristokraten, die bürgerlichen Laster: Schmutz, Sinnlichkeit, Unehrlichkeit, Eitelkeit, demonstrative Pracht, kriecherisch devote Falschheit. Andererseits wurden den Juden zudem die negativen Aspekte der bürgerlichen Tugenden zugeschoben: die Unerbittlichkeit des Gewinnstrebens, die Kälte des Buchhaltergeistes, die Grausamkeit des Kapitalismus in einem Buch notabene, dessen Titel «Soll und Haben» durchaus positiv, ja sogar poetisch verstanden sein will. Der Jude verkörperte die Kehrseite der Medaille. Das Feindbild nahm all die abgespalteten, negativen Gefühle, möglicherweise auch Schuldgefühle, in sich auf und wurde in der Manier des Schauerromans dafür mit dem Tod bestraft.

Feminisierung und Pathologisierung

Ein Sprung zur Jahrhundertwende soll uns erlauben, zwei Aspekte zu beleuchten: die Feminisierung und die Pathologisierung des Feindbildes. Das Fremdbild der bürgerlichen Frau hatte schon im späten 18. Jahrhundert als Abgrenzung zum bürgerlichen Männerbild gedient. Seit Karin Hausens klassischem Aufsatz über die Polarisierung der Geschlechtscharaktere ist die Herausbildung eines polaren Geschlechterkonzeptes Ende des 18. Jahrhunderts deutlich geworden.[11] Charaktereigenschaften wurden geschlechterspezifisch zugeschrieben. Trotz einer deutlichen Hierarchie der Geschlechter war das Frauenbild im 18. Jahrhundert jedoch nicht negativ, sondern ergänzend gedacht.

Im 19. Jahrhundert setzte sich das polarisierte Geschlechterkonzept durch. Zudem verschärften sich die Gegensätze. Nicht dem männlichen Geschlechtscharakter Entsprechendes wurde im bürgerlichen Denken mit Weiblichkeit etikettiert. Schon den Feindbildern der Aristokraten im 18. Jahrhundert haftete in der Per-

spektive der Bürger etwas Weibliches an, doch die Kritik erschöpfte sich nicht darin. Ende des 19. Jahrhunderts hingegen haftete allen ausgegrenzten Feindbildern als Weiblichkeit gedeutete Weichheit und Schwäche an. Die Feminisierung war zugleich eine Abwertung, die zu einem eigentlichen Kurszerfall der «Weiblichkeit» führte.

Fin de siècle und Jahrhundertwende erschienen vielen Zeitgenossen zudem als krank. Der Arzt und Schriftsteller Max Nordau popularisierte mit seinem zweibändigen, pseudowissenschaftlichen Werk den Begriff der «Entartung» und titelte auch einen seiner zeitkritischen Romane «Die Krankheit des Jahrhunderts».[12] Er diagnostizierte dem Zeitgeist – wie später Käthe Sturmfels[13] – kurzerhand «Entartung».[14] Ein «lauthinschallender Protest einer Frau gegen die Entartung ihres eignen Geschlechtes»[15] sollte die Streitschrift von Käthe Sturmfels werden. «Krank am Weibe» titelte sie das 1906 publizierte Buch und nannte darin den bedrohlichen Krankheitserreger beim Namen: die Weiblichkeit. Die «Krankheit Frau», die Esther Fischer-Homberger[16] in ihrer Arbeit über die Frau im medizinischen Diskurs des 19. Jahrhunderts ortete, griff scheinbar auch die Männer an. Zum Schluss ihres Pamphletes sah sich die selbsternannte Diagnostikerin Sturmfels gezwungen, die deutschen Männer aufzurütteln: «Es ist wie ein Hohn, dass das männlichste Volk dieser Erde, das deutsche, die Schmach erlebt, von seinen Weibern dem Verfall entgegengeführt zu werden. [...] Diese Rolle spielt ihr, deutsche Männer! Macht doch endlich die Augen auf und seht, was tatsächlich geschieht!» Das Menschliche gab es in dieser polarisierten Vorstellung nicht: «Es gibt männliche und weibliche Wesen, es gibt zwei Ideale, die wir ‹das Männliche› und ‹das Weibliche› nennen, aber es gibt kein drittes Geschlecht, dessen Teil ‹das Menschliche› wäre. Rein menschliche Eigenschaften und Fähigkeiten gibt es nicht.»

Das männlichste Volk war also das deutsche. Und Weiblichkeit machte krank. Nicht mehr lasterhaftes, den Juden oder Aristokraten zugeschriebenes Verhalten, sondern Judentum und Weiblichkeit an sich bedrohten nun die Gesundheit. Käthe Sturmfels fügte noch die Sozialdemokratie hinzu und erklärte Weiblichkeit, Judentum und Sozialdemokratie zur ungesunden Trias. Doch Käthe Sturmfels rannte offene Türen ein, denn die sogenannte Frauenfrage schürte bei vielen Männern tatsächlich die Angst vor dem Verlust der Männlichkeit. In der Diskussion um das Frauenstudium gehörte die Denkfigur zu den beliebten Argumenten: «Unsere Zeit ist ernst. Das deutsche Volk hat anderes zu thun, als gewagte Versuche mit Frauenstudium anzustellen. Sorgen wir vor allem, dass unsere Männer Männer

bleiben! Es war stets ein Zeichen des Verfalls, wenn die Männlichkeit den Männern abhanden kam und ihre Zuflucht zu den Frauen nahm!»[17]
Die Schweizer Männer waren ebenso um die Schaffung und Erhaltung der Männlichkeit bemüht und rivalisierten sogar um den Ehrentitel des männlichsten Volkes. Nicht nur militärische Meisterdenker wie General Ulrich Wille, sondern auch bescheidenere Redner waren diesen Denkmustern verhaftet. Ein im Weltgeschehen nicht weiter in Erscheinung getretener Pfarrer namens Oskar Brändli vermochte bei der Festrede einer Schlachtenfeier 1890 nur noch «Männer, Männer, Männer» zu stammeln. Der Festredner sah den Basler Schulknaben ins begeisterte Herz und las das stille Gelübde an deren stolz leuchtenden Augen ab. Es schien ihm, als ob die männlichen Zuhörer still vor sich hin schwüren: «Wir wollen einst auch Männer sein! [...] Wir wollen in dem Kampfe unserer Tage auch Männer sein und wir wollen unsere Knaben und Jünglinge zu besseren Männern erziehen als wir sind.
Ja, werthe Mitbürger! Wir Eidgenossen müssen wenn irgend ein Volk auf Erden ein Volk von Männern sein und immer mehr werden. Die erste Frage in unserem vaterländischen Katechismus heisst: ‹Welches ist die Kardinaltugend des Schweizers?› und die Antwort lautet: ‹Die Kardinaltugend des Schweizers ist die Mannhaftigkeit!›»[18]

Virilisierung und Militarisierung

Die erwähnte Pathologisierung von Weiblichkeit und Judentum ist durch die umgekehrt proportionale Aufwertung des männlichen Leitbildes ansatzweise erklärbar. Die «Vermännlichung» und Stählung der Männlichkeit hingegen muss im Zusammenhang mit der Propagierung und Durchsetzung der allgemeinen Wehrpflicht gesehen werden. Obwohl die zunehmende Indienstnahme von Geschlechterbildern im militärischen Diskurs des 19. Jahrhunderts wohl kaum als bewusste Werbestrategie für das Militär gewertet werden kann, darf die daraus resultierende Verbesserung des militärischen Prestiges nicht unterschätzt werden.
Seit Anfang des 19. Jahrhunderts wurde in Männerreservaten wie dem Militär, Studentenverbindungen, Turnvereinen usw. das Bewusstsein für einen positiv gewerteten männlichen Geschlechtscharakter gefördert. Männlichkeit wurde in der Sozialisation dieser Vereine in die männlichen Körper eingeschrieben, durch die körperliche Ertüchtigung, durch Drill, Duell oder Bestimmungsmensur,[19]

Biercomment sowie andere scheinbar die Männlichkeit fördernde Rituale. Im Militär wurde nicht nur soldatische Tugend, in den Studentenverbindungen nicht nur akademisches Bewusstsein, in den Turnvereinen nicht nur Körperbeherrschung gelehrt und gelernt, in diesen Männerreservaten wurde vor allem Männlichkeit, ein gestählter, gekräftigter männlicher Geschlechtscharakter gelehrt und gefeiert.
Die Lieder der Turnvereine, Männergesangsvereine und der Studentenverbindungen besangen nicht nur die einschlägigen Fähigkeiten, die sich die Mitglieder im Verein aneigneten, sondern auch Männlichkeit, d. h. die soziale Konstruktion eines Geschlechtscharakters. Um 1900 sangen die Turner zur Singweise von «Freude schöner Götterfunken»:

«Männer müssen alle werden
die umschlingt der Turnerbund
Nur in Mühen und Beschwerden
wird der Mut des Mannes kund

In des Mannes Brust erblüht
Liebe für das Vaterland,
Sie begeistert ihn, er glühet
Wenn er Brüdern reicht die Hand!
[...].»[20]

Als Mann wird man nicht geboren. Zum Manne muss man gemacht werden. Auch der Turnverein nahm für sich in Anspruch, Schule der Männlichkeit zu sein.
Das Militär wurde erst im Verlaufe des 19. Jahrhunderts zur gepriesenen Schule der Männlichkeit.[21] Das Offiziers- oder Soldatenideal konnte erst durch den Wandel in der Rekrutierung der Armeeangehörigen zu einem schichtenübergreifenden Männerideal, zu einem universellen Geschlechtscharakter gerinnen. Anfang des 19. Jahrhunderts war die militärische Ausbildung in bürgerlichen Kreisen noch keineswegs besonders beliebt. Vielbeschäftigte Vertreter des Wirtschafts- und des Bildungsbürgertums mochten den Sinn des mechanischen Drills für ihre eigene Person nicht einsehen und machten von den damals in Preussen noch zahlreichen Möglichkeiten Gebrauch, Vertreter in den Militärdienst zu schicken.[22] Erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts, nach den Befreiungskriegen und vollends nach den militärischen Erfolgen im Deutsch-Französischen Krieg, bekam auch das zivile bürgerliche Männerleitbild den bekannten scharfen, militärischen Zug.[23] Zudem

prägten in der militarisierten Gesellschaft des Kaiserreichs nicht bürgerliche Zivilmänner, sondern aristokratische Offiziere als Trendsetter das militärisch-schneidige Ideal, das auch in den zivilen Bereich ausstrahlte.[24]

In der Schweiz ist dieser Zusammenhang bei der Durchführung der seit 1848 in der Verfassung verankerten allgemeinen Wehrpflicht nachvollziehbar.[25] 1848 betraf die Wehrpflicht trotz der Formulierung *«Jeder Schweizer ist wehrpflichtig»* nur eine beschränkte Zahl von Männern, da nur 3% der Bevölkerung ausgehoben wurden.[26] Erst seit der Bundesverfassung von 1874 war die Diensttauglichkeit der Männer das einzige Kriterium für die Aushebung.[27] Dies ist die Voraussetzung für die Ideologie der Armee als Schule der Männlichkeit.[28]

Der disziplinierte, stramme Männerkörper stand im starken Kontrast zum zierlichen, zerbrechlichen, unzähmbaren Frauenkörper – und zu demjenigen der Juden und der Homosexuellen. Durch die Sozialisation auf exklusivem Männerterritorium und durch spezifische Instanzen, die ihrem Anspruch gemäss der Vermännlichung dienten, wurde dieser männliche Körper als lebendiger Beweis des Geschlechtscharakters konstruiert. Zur Messlatte der «Virilisierbarkeit» wurde die Militärtauglichkeit.

Der Wandel von einem militärischen Geist als einem Berufsethos von Söldnern zu einem gestählten Geist als männlichem Geschlechtscharakter vollzog sich in mehreren Phasen. Bereits in der Zeit der deutschen Befreiungskriege bestand zwischen der «Vermännlichung» des Militärwesens (der Argumentation, der Militärdienst fördere den männlichen Geschlechtscharakter) und der Militarisierung der männlichen Geschlechterrolle eine Wechselwirkung. In propagandistischer Absicht formulierte Lieder und Gedichte besangen die militärische Härtung des männlichen Geschlechtscharakters.[29] Auch aus den Schriften des Turnvaters Jahn Anfang des 19. Jahrhunderts wird deutlich, dass die körperliche Ertüchtigung der deutschen Männer Wunschbild und noch nicht Realität war. Jahn beklagte erklärtermassen ein Defizit. Auch im Schweizer Liedergut der ersten Jahrhunderthälfte wurde nicht nur soldatische Wehrhaftigkeit, sondern Männlichkeit propagiert. Nicht nur soldatische Tugend, sondern der gekräftigte männliche Geschlechtscharakter wurde in Hans Georg Nägelis in den 1820er Jahren erschienenem «Der Schweizerische Männergesang» mit Titeln wie «Mannesgrösse» und «Männerkraft»[30] besungen. Der Mentalitätswandel fand nicht nur in deutschen Köpfen statt.

Das Versprechen, durch den Dienst am Vaterland die persönliche Männlichkeit zu fördern und zu mehren, verbesserte die Akzeptanz des Militärs und erhöhte

dessen Wertschätzung. Seit der gesetzlichen Verankerung[31] der allgemeinen Wehrpflicht in der ersten Hälfte des Jahrhunderts folgte mit der Durchsetzung in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine nächste Phase.[32] Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts wurde im deutschen Reich die Rekrutierungsrate nochmals erhöht.[33] Im Zuge der Aufrüstung wurde Stärke ganz allgemein auf-, Schwäche hingegen abgewertet. Weil die Schwäche ausserdem weiblich konnotiert war, werteten sich die Begriffe «Schwäche» und «Weiblichkeit» gegenseitig ab.

Feminisierung des «Juden»

Im antisemitischen Diskurs seit den 1870er Jahren wurde der Jude häufig der Unmännlichkeit, ergo Militäruntauglichkeit, bezichtigt. Ärzte schrieben die sogenannte Militäruntauglichkeit in ihrer schwächlichen Konstitution und ihrer Nervosität fest. Im Plattfuss fanden sie das vermeintliche «Rassenmerkmal», das den Juden den aufrechten Gang verunmöglichte.[34] Den virilen Habitus der Offiziere konnten sich die Juden im Kaiserreich unmöglich aneignen, da ihnen der Zugang zum Offizierskorps verwehrt blieb.[35] Da das Eidgenössische Militärdepartement keine Statistik über die Zahl der jüdischen Offiziere in der Schweizer Milizarmee führt, ist auch ein oberflächlicher Vergleich mit Schweizer Verhältnissen nicht möglich.[36] Seit den 1880er Jahren wurden Juden in Deutschland aus sämtlichen studentischen Vereinen ausgeschlossen, die den biologischen Mann zum sozialen Mann zu machen versprachen: aus akademischen Turnvereinen, Burschenschaften und Landsmannschaften. Auch die elitären Korps und sogar die Reformburschenschaften fanden Wege, jüdische Mitglieder loszuwerden und vor allem keine neuen mehr aufzunehmen.[37] In Österreich blieben die Juden nicht prinzipiell von Offizierschargen ausgeschlossen. Jüdische Mediziner waren bei den Militärärzten sogar vergleichsweise stark vertreten: Arthur Schnitzler überliefert die damals geläufige Bezeichnung des «Mosesdragonertums», mit dem diese verächtlich gemacht wurden.[38] In Österreich wurden die Juden im sogenannten Waidhofner Beschluss 1896 von den deutschnationalen Korporationen als satisfaktionsunfähig erklärt.[39] In Deutschland wurde das Vorgehen in Österreich zwar heftig diskutiert, fand jedoch, von einer Ausnahme abgesehen, bis 1920 keine Nachahmung. In den diesbezüglichen Quellen finden sich trotzdem unzählige Beispiele, die bezeugen, wie gängig bei den deutschen Studentenverbindungen das Klischee war, das Juden ein Defizit an Männlichkeit zu-

schrieb. In einem vergleichsweise gemässigt antisemitischen Bericht in den «Akademischen Monatsheften» von 1896 heisst es über die Mehrheit der schlagenden Verbindungen der Wiener Universität, die sich auf das «Waidhofner Prinzip» verpflichteten: «So fern wir dem Antisemitismus als solchem stehen, wünschen wir doch von Herzen, dass in diesem Kampfe des Deutschtums gegen die Aufdringlichkeit eines fremden Stammes dem letzteren gezeigt werden möge, dass man, *um der Mannesehre teilhaftig zu sein, auch ein Mann sein und sich als solcher benehmen muss*. Unter den Alten Herren der deutschen Korps finden sich viele Juden, die in Wort und Tat bewiesen haben, dass man nicht gerade arischer Abstammung sein muss, um ein *honoriger* und *schneidiger Student* zu sein. Wenn aber in Wien, Prag und Innsbruck sich die schlagenden Verbindungen in so schroffer Weise gegen die jüdischen Studenten und deren Korporationen stellen, so werden diese ihnen wohl hierzu reichlich Grund gegeben haben [...].»[40]
Der «Mannesehre» teilhaftig wurden gemäss dieser Ideologie nur «honorige» und «schneidige» Geschlechtsgenossen: wer als biologischer Mann im bürgerlich-zivilen, öffentlichen Leben der Politik, Wirtschaft und Wissenschaft zu Ehren kam und wer im militärischen Bereich und im Verbindungswesen Schneidigkeit bewies.
Zur Verteidigung formierten die Ausgeschlossenen jüdische Turnvereine. Zionisten wie Max Nordau propagierten den «Muskeljuden» und ein «kriegshartes, waffenfrohes Judentum».[41] Auch in der Schweiz lässt die Gründung von separaten jüdischen Turnvereinen darauf schliessen, dass es Juden offensichtlich schwer hatten, in den allgemeinen Turnvereinen Anschluss zu finden.[42]
Unmännlichkeit kam Weiblichkeit gleich. Dem Juden und Antisemiten Weininger war die Verwischung der Geschlechterrollen die schärfste antisemitische Waffe. In der vielgekauften, 1903 zum ersten Mal erschienenen Studie «Geschlecht und Charakter» formulierte er die prinzipielle Minderwertigkeit von Unmännlichkeit. Weiblichkeit setzte er mit Körperlichkeit, Sexualität, Schwäche gleich: «Der Zustand der sexuellen Erregtheit bedeutet für die Frau nur die höchste Steigerung ihres Gesamtdaseins. Dieses ist immer und durchaus sexuell.»[43]
Im medizinischen Diskurs der Jahrhundertwende wurde die Feminisierung der Feindbilder festgeschrieben. Die traumatisierten, erwerbsunfähigen Arbeiter und kriegsunfähigen Soldaten trugen die Stigmata der Frauenkrankheit des 19. Jahrhunderts, sie waren hysterische Männer.[44]
Parallel zur Pathologisierung des Frauseins, wie sie in der Hysterisierung des weiblichen Körpers und im sogenannten physiologischen Schwachsinn der Frauen im

Werk eines Paul Möbius[45] zum Ausdruck kommt, erschienen auch die männlichen Feindbilder pathologisch: der Entartete trug dieselben Stigmata wie der Hysteriker und wie der Jude. Der Kreis schliesst sich, wenn die verschiedenen Feindbilder auch noch gleichgesetzt werden. Für Weininger krankten die Juden an denselben prinzipiellen Defiziten wie die Frauen: «[...] der echte Jude hat wie das Weib kein Ich und darum auch keinen Eigenwert. [...] Was dem Weibe wie dem Juden vielmehr durchaus abgeht, das ist Grösse. [...] Männer, die kuppeln, haben immer Judentum in sich; und damit ist der Punkt der stärksten Übereinstimmung zwischen Weiblichkeit und Judentum erreicht. Der Jude ist stets lüstern, geiler, wenn auch merkwürdigerweise [...] sexuell weniger potent, und sicherlich aller grossen Lust weniger fähig als der arische Mann.»[46]
Der Jude galt als weiblich, als physiologisch prädestiniert für die Hysterie wie für die Entartung und für Krankheit. Und der Jude galt wie der Hysteriker und der Entartete als Inbegriff des Stadtmenschen, des überzivilisierten, des alle abgespalteten, negativen Attribute in sich tragenden Produktes einer industrialisierten, modernen grossstädtischen Welt.

Schlussthesen

Erstens: Der von den Geschlechterstereotypen geprägte moralische Diskurs legitimierte im 19. Jahrhundert die Privilegien bürgerlicher Männer und delegitimierte Gleichstellungsansprüche von Frauen und Juden. Der moralische Diskurs rechtfertigte politische Ungleichheit und entzog die Zulassungskriterien zu exklusiven Männerreservaten der vernünftigen, politischen, dem demokratischen Gedanken verpflichteten Diskussion. Insofern unterhöhlte der moralische auch im 19. Jahrhundert den politischen Diskurs. Zudem vermochte die vermehrte Indienstnahme der Geschlechterstereotypen durch die militärische Propaganda das Image des Militärs wesentlich zu verbessern.
Zweitens: Die Fremd- und Feindbilder weisen gemeinsame Züge auf. Ob sie nun von einem Geschlechter-, Standes-, Klassen- oder Rassendiskurs geprägt sind, die Fremd- und Feindbilder dienen als Abgrenzungsfolie: Das bin «nicht ich»! Die Feindbilder wie der Höfling im 18. Jahrhundert oder die Juden im 19. Jahrhundert bilden das Gegenstück zum Tugendkatalog des bürgerlichen Männerleitbildes. Die Negativstereotypen verkörpern die Laster: «So nicht!», verdeutlichen die Norm und haben damit die Umkehrung der bürgerlichen Leitwerte

gemeinsam (Triebrestriktion und -kanalisierung, Affektkontrolle, Sauberkeit, Natürlichkeit). Das Laster wird im 19. Jahrhundert verstärkt pathologisiert: wurde einem unmoralischen Lebenswandel im 18. Jahrhundert eine krankmachende Wirkung zugeschrieben, so erscheint im populärwissenschaftlichen, medizinischen Diskurs des späten 19. Jahrhunderts das Laster als Zeichen eines kranken, entarteten Charakters.

Drittens: Im bürgerlichen Diskurs wird die Unterscheidung zwischen «gut» und «schlecht» bzw. «erhaben» und «niedrig», zwischen Leit- und Fremdbild auf einen Charakter zurückgeführt. Die Sozialisationsinstitute und männerbündischen Vereine (Militär, Turnvereine, Studentenverbindungen), die den Charakter des bürgerlichen Mannes wesentlich formen, schliessen Frauen und Juden tendenziell aus. Die lebensweltlichen Erfahrungen unterstützen und stärken deshalb die Wahrnehmung polarisierter Charaktere. In diesen Reservaten bürgerlicher Männer gedeiht die Ideologie des Virilismus, als eine Zuspitzung der Polarisierung der Geschlechter verstanden. Das Begriffspaar «männlich–weiblich» wird mit «stark–schwach» gleichgesetzt. Ende des 19. Jahrhunderts dominiert dieser Wahrnehmungsraster nicht nur den Geschlechterdiskurs, sondern auch diejenigen Bereiche, die mit der Geschlechterfrage an sich nichts zu tun haben.

Anmerkungen

1 Der Aufsatz basiert auf meiner vor dem Abschluss stehenden Dissertation zum Thema: *«Der herrlich biedere Mann». Die Konstruktion bürgerlicher Männlichkeit: Mode, Körper, Habitus im 19. Jahrhundert des deutschsprachigen Raumes.*

2 Georg Christoph Lichtenberg, *Ausführliche Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche*, Franz Mautner (Hg.), Frankfurt a. M. 1983.

3 Die Adelskritik richtet sich in Deutschland in erster Linie gegen den höfischen Adel. Ute Frevert, «‹Tatenarm und gedankenvoll›? Bürgertum in Deutschland 1780–1820», in: Helmut Berding, François Etienne, Hans-Peter Ullmann (Hg.), *Deutschland und Frankreich im Zeitalter der Französischen Revolution*, Frankfurt a. M. 1989, 263–292.

4 Die ganze Schimpftirade gegen die «grosse Welt am Hofe» ist zu finden bei Adolph Freiherr von Knigge, *Über den Umgang mit Menschen*, Gert Üding (Hg.), Frankfurt a. M. 1977, 313 f.

5 Reinhart Koselleck, *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*, Frankfurt a. M. 1973.

6 Gustav Freytag, *Soll und Haben*, Leipzig 1917, 2 Bde., 90. Aufl. (1. Aufl. 1855).

7 Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte, 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat*, Zürich 1985, 582.

8 Hartmut Steinecke, «Gustav Freytag: Soll und Haben (1855), Weltbild und Wirkung eines

deutschen Bestsellers», in: Horst Denkler (Hg.), *Romane und Erzählungen des Bürgerlichen Realismus. Neue Interpretationen,* Stuttgart 1980; Michael Schneider, «Apologie des Bürgers. Zur Problematik von Rassismus und Antisemitismus in Gustav Freytags Roman ‹Soll und Haben›», *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 25 (1981), 385–413; Michael Schneider, *Geschichte als Gestalt. Formen der Wirklichkeit und Wirklichkeit der Form in Gustav Freytags Roman «Soll und Haben»*, Stuttgart 1980 (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 83).

9 Schwarz spricht treffend von einem «Schauerroman». Egon Schwarz, «Das Bild der Juden in deutschen und französischen Romanen des ausgehenden 19. Jahrhunderts», in: Jürgen Kocka (Hg.), *Bürgertum im 19. Jahrhundert*, München 1988, Bd. 2, 431.

10 Vgl. auch die verheerenden Folgen, die der Onanie zugeschrieben wurden. George Mosse, *Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen*, München, Wien 1985, 20 f.

11 Karin Hausen, «Die Polarisierung der ‹Geschlechtscharaktere›. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben», in: Werner Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen*, Stuttgart 1976 (Industrielle Welt, Bd. 21), 363–393.

12 Max Nordau, *Die Krankheit des Jahrhunderts*, Leipzig 1888, 2 Bde. Der männliche Held kann kein positives weibliches Pendant finden. Die in Paris lebende spanische Geliebte, die – ganz im Sinne Otto Weiningers – reine Sinnlichkeit und Sexualität verkörpert, verlässt er fluchtartig wie eine ansteckende Kranke. Max Nordau (eigentlich M. Südfeld) war später mit Theodor Herzl einer der Begründer des Zionismus.

13 Unter diesem Namen sind weitere Texte zur Frauenrolle erschienen. Die Autorin ist unter Becker, Käthe (Sturmfels) im *National Union Catalog, Pre-1956 Imprints* (XXXXII, London 1969, 396) verzeichnet. Als Geburtsjahr wird 1878 genannt. Ein Todesjahr ist nicht angegeben. Mehr ist nicht bekannt.

14 Max Nordau, *Entartung*, Bd. 1, Berlin 1892–1893, 50.

15 Käthe Sturmfels, *Krank am Weibe. Eine Streitschrift*, Dresden 1906, Zitate 6, 122 f., 13.

16 Esther Fischer-Homberger, «Krankheit Frau», in: Imhof, A. E. (Hg.), *Leib und Leben in der Geschichte der Neuzeit*, Berlin 1983, 215–229; Esther Fischer-Homberger, *Krankheit Frau. Zur Geschichte der Einbildungen*, Darmstadt 1984.

17 Prof. Dr. jur. Otto Gierke (an der Friedrich Wilhelms-Universität Berlin) in: Arthur Kirchhoff (Hg.), *Die akademische Frau. Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe*, Berlin 1897, zit. nach: Gerd Stein (Hg.), *Femme fatale – Vamp – Blaustrumpf. Sexualität und Herrschaft. Kulturfiguren und Sozialcharaktere des 19. und 20. Jahrhunderts*, Bd. 3, Frankfurt a. M. 1984, 219.

18 Rede des Herrn Pfarrer Oskar Brändli, gehalten auf dem Schlachtfelde bei St. Jakob, den 26. August 1890, in: *Helvetia. Illustrierte Monatsschrift zur Unterhaltung und Belehrung des Volkes*, Basel 1891, 44–48 (Zitat 44 f.).

19 Eine Bestimmungsmensur ist ein übungshalber organisiertes, ritualisiertes Kampffechten, das die Standfestigkeit der Verbindungsstudenten zu fördern hatte. Vgl. Ute Frevert, *Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*, München 1991, 150 f.

20 *Turner-Liederbuch, für Fahrt und Fest, Rast und Reigen*, Leipzig o. J. (ca. 1900), 12 f.

21 Paulsen lobte das Militär als «Schule der Männlichkeit». Friedrich Paulsen, *Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium*, Berlin 1902, 471.

22 Vgl. Ute Frevert (Konstanz), Die Militarisierung des deutschen Mannes. Allgemeine Wehr-

pflicht im 19. Jahrhundert, Referat gehalten am 21. April 1994 in Bad Homburg an der Tagung des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte zum Thema «Militär und Geschlechterverhältnis im 19. Jahrhundert». In Frankreich war es begüterten Männern bis 1872 möglich, sich vom Militärdienst durch einen Vertreter bzw. durch eine entsprechende Summe loszukaufen, auch wenn sie ein schlechtes (zum Dienst verpflichtendes) Los gezogen hatten, vgl. Francis Choisel, «Du tirage au sort au service universel», *Revue historique des armées* 2 (1987), 43–60. Zum Fin de siècle vgl. Jean-Charles Jauffret, «L'organisation de la réserve à l'époque de la revanche, 1871–1914», *Revue historique des armées* 1 (1989), 27–37.

23 Die Verschärfung des Leitbildes lässt sich an den zunehmend brutaleren Kampfmethoden beim studentischen Fechten ablesen: In der zweiten Jahrhunderthälfte wurde nicht mehr nur das Zurückweichen hinter die Mensurlinie geächtet, sondern jedes Anzeichen von Angst oder Schmerz bei einer Verletzung. Seit den 1880er Jahren wurde sogar die Deckung als Feigheit empfunden. Ute Frevert, *Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*, München 1991, 149 f.

24 Zur militarisierten Gesellschaft vgl. Hans-Ulrich Wehler, «Der Fall Zabern von 1913/14 als Verfassungskrise des Wilhelminischen Kaiserreichs», in: Ders., *Krisenherde des Kaiserreichs 1871–1918. Studien zur deutschen Sozial- und Verfassungsgeschichte*, Göttingen 1979 (2. überarbeitete Aufl.), 70–88. Zum aristokratischen Offiziersideal vgl. Eckart Kehr, «Zur Genesis des Königlich Preussischen Reserveoffiziers», in: Ders., *Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preussisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. Jahrhundert*, Berlin 1970, 53–63.

25 Im Zuge der Umstrukturierung und Zentralisierung der Schweizer Armee anfangs der 1870er Jahre.

26 Das Bundesheer bestand gemäss Artikel 19 der Bundesverfassung *«aus dem Bundesauszug, wozu jeder Kanton auf 100 Seelen schweizerischer Bevölkerung 3 Mann zu stellen hat»*, sowie *«aus der Reserve, deren Bestand die Hälfte des Bundesauszuges beträgt»*.

27 Hans-Rudolf Kurz, «125 Jahre Schweizer Armee», *Schweizer Soldat* 12 (1973), 15.

28 In der Botschaft des Bundesrates von 1874 ist die Rede vom «Militärunterricht»: [...] «ein wesentlicher Faktor der Volkserziehung; er lehrt die Unterordnung des Einzelnen zum Wohle des Ganzen; er wekt den Sinn für bürgerliche Ordnung, hebt das Selbstvertrauen und ist zudem ein mächtiger Hebel der nationalen Einigung. In eine solche Schule dürfen wir nicht blos einen Bruchtheil der männlichen Bevölkerung bringen, wir müssen sie vielmehr einer möglichst grossen Zahl von Bürgern zugänglich machen.» Botschaft des Bundesrathes an die hohe Bundesversammlung über den Entwurf einer Militärorganisation (vom 13. Juni 1874), *Schweizerisches Bundesblatt* vom 24. Juni 1874, 31.

29 Vgl. Karen Hagemann (Berlin), «Von männlichem Mut und deutscher Ehre. Entwürfe militärischer Männlichkeit zur Zeit der Befreiungskriege, Referat gehalten am 22. April 1994 in Bad Homburg an der Tagung des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte zum Thema «Militär und Geschlechterverhältnis im 19. Jahrhundert».

30 Hans Georg Nägeli, *Der Schweizerische Männergesang*, Partitur, 2. Heft, 38 f., 42.

31 In Preussen 1814, in der Schweiz 1848. Vgl. auch Ute Frevert (Konstanz), «Die Militarisierung des deutschen Mannes: Allgemeine Wehrpflicht im 19. Jahrhundert», Referat gehalten an der Universität München am 7. Juli 1994, unveröffentl. Ms.

32 Die Roonsche Heeresreform führte dazu, dass proportional zur Bevölkerung mehr Rekruten ausgehoben wurden. Noch in den 1890er Jahren verzichtete das Deutsche Reich (mit Hinweis auf Finanzgründe) allerdings darauf, die allgemeine Wehrpflicht vollständig durch-

zusetzen, da dies der Praxis zuwiderlief, möglichst nicht auf die tauglichen (der Sozialdemokratie freundlichen) Angehörigen des städtischen Proletariates zurückzugreifen, vgl. Stig Förster, *Der doppelte Militarismus. Die deutsche Heeresrüstungspolitik zwischen Status-quo-Sicherung und Aggression. 1890–1913*, Stuttgart 1985, 35 f.

33 Heeresstärke 1874: 402'000 Mann; 1887: 427'000 Mann; 1893: 552'000 Mann. Martin Vogt (Hg.), *Deutsche Geschichte*, Stuttgart 1987, 519. Zur Schweiz vgl. Anm. 25–28.

34 Sander L. Gilman, «Der jüdische Körper. Eine Fussnote», in: Ders., *Rasse, Sexualität und Seuchen. Stereotype aus der Innenwelt der westlichen Kultur*, Reinbek bei Hamburg 1992, 181–204.

35 Der Rang eines Reserveoffiziers war der Schlüssel zur besseren Gesellschaft, der Juden und Sozialdemokraten zumindest in Preussen verwehrt blieb. Jürgen Kocka, Gerhard A. Ritter (Hg.), *Deutsche Sozialgeschichte. Dokumente und Skizzen*, München 1974, Bd. 2, 225.

36 Aaron Kamis-Müller kommt zum Schluss, dass in der Truppensanität immer jüdische Offiziere zu finden waren. Jüdische Stabsoffiziere waren allerdings äusserst selten. Jüdische Berufsoffiziere habe es überhaupt keine gegeben, höchstens Juden, die zum Christentum übergetreten waren. Aaron Kamis-Müller, *Antisemitismus in der Schweiz. 1900–1930*, Zürich 1990, 35 f.

37 Norbert Kampe, *Studenten und «Judenfrage» im Deutschen Kaiserreich. Die Entstehung einer akademischen Trägerschicht des Antisemitismus*, Göttingen 1988. Für Schweizer Verhältnisse liegt keine entsprechende Studie vor. Kamis-Müller gemäss waren Anfang des 20. Jahrhunderts die meisten jüdischen Studierenden Ausländer und deshalb sowieso von den für Schweizer reservierten Studentenverbindungen ausgeschlossen. Trotzdem wurden auch in der Schweiz Juden aus antisemitischen Gründen abgelehnt. Im Vergleich zu den deutschen Verhältnissen sei der Antisemitismus in Schweizer Festschriften und Verbindungsblättern jedoch selten. Zum Antisemitismus in Vereinen, wie beispielsweise dem Schützenverein oder dem «Männerchor Zürich», dem nachgesagt wurde, er schliesse Juden aus, kommt er zu keinem abschliessenden Urteil. Aaron Kamis-Müller, *Antisemitismus in der Schweiz. 1900–1930*, Zürich 1990, 225 f., 239 f.

38 Arthur Schnitzler, *Jugend in Wien. Eine Autobiographie*, Frankfurt a. M. 1992, 145.

39 Dem spektakulären Beschluss der Vertreter von 22 österreichischen, deutschnationalen Korporationen schlossen sich in feierlicher öffentlicher Selbstverpflichtung Vereine und Burschenschaften in Wien, Graz, Innsbruck und Leoben an. In Wien verpflichtete sich die Mehrheit der schlagenden Verbindungen auf das «Waidhofner Prinzip». Norbert Kampe, *Studenten und «Judenfrage» im Deutschen Kaiserreich. Die Entstehung einer akademischen Trägerschicht des Antisemitismus*, Göttingen 1988, 193–204. In der demokratischen Schweiz konnte sich die auf einem elitär-aristokratischen Kastengeist beruhende Ideologie der unbedingten Satisfaktion nie durchsetzen.

40 *Akademische Monatshefte* 11 (1984/95), 560, zit. nach: Kampe, 193 f. (Hervorhebungen der Verfasserin).

41 Max Nordau, «Muskeljudentum», *Jüdische Turnzeitung*, Juni 1900 und Ders., «Was bedeutet das Turnen für uns Juden?», *Jüdische Turnzeitung*, Juli 1902, beides neu abgedruckt in: Ders., *Max Nordaus's Zionistische Schriften*, Köln, Leipzig 1909, 379–381 (Zitat 380), 382–388.

42 Aaron Kamis-Müller, *Antisemitismus in der Schweiz. 1900–1930*, Zürich 1990, 240.

43 Otto Weininger, *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*, Wien, Leipzig 1919, 18. Aufl., 106 f. Die Ausführungen Weiningers zeigen diesen zwar als einen von Minderwertigkeitsgefühlen und Ressentiments gegenüber Frauen geplagten Männerver-

ehrer, doch das Psychogramm des Autors ist hier irrelevant. Die enorm hohen Auflagenzahlen seines Buches und die populäre Rezeption lassen ihn als einen den Zeitgeist ebenso prägenden wie vom Zeitgeist geprägten Autor erscheinen.

44 Zur «Entdeckung» der männlichen Hysterie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vgl. Ursula Link-Heer, «‹Männliche Hysterie›. Eine Diskursanalyse», in: Ursula Becher, Jörn Rüsen (Hg.), *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zu Grundproblemen der historischen Frauenforschung*, Frankfurt a. M. 1988, 364–396.

45 Paul Möbius, *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes*, München 1977 (= Reprint der 8. veränderten Aufl.), Halle 1905.

46 Otto Weininger, *Geschlecht und Charakter*, 399–441, Zitate 408, 410, 412, 413. Vgl. dazu Christina von Braun, «‹Der Jude› und ‹Das Weib›: zwei Stereotypen des ‹Anderen› in der Moderne», *metis* 2 (1992), 6–28.